

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

15. (5. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

15. (5. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. November 1905 im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21, abends 7¹/₂ Uhr.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXI her.

A. Allgemeines.

I. Das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin, 29. Jahrgang 1904, aber teilweise noch in 1905 hinausreichend, liegt aus. Sie werden von der großen Reichhaltigkeit, in der ein gut Teil aktueller Heimatkunde enthalten ist, sich leicht überzeugen. Sehr dankenswert ist es, daß der Direktor des Städt. Instituts Herr Prof. Dr. Hirschfeld daneben in Taschenformat „Übersichten aus der Berliner Statistik für das Jahr 1904“, einen Auszug aus dem größeren Werk herausgegeben hat, enthaltend die wichtigsten Zahlengruppen und genügend für den Handgebrauch des größeren Publikums.

II. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz 2. Jahrgang Dez. 1905 Nr. 1—2. An Märkischem darin der von mir erwähnte Ribbecksche Birnbaum und eine Verunglimpfung der Umgebung Kloster Chorins mit allerhand Reklameverschönerungen.

III. Städtische Untergrundbahn Süd-Nord-Kreuzberg-Müller-Straße. Erläuterungsbericht, Kostennachweis, Ertragsberechnung. Diese vom Stadtbaurat Krause im Auftrag des Magistrats zu Berlin herausgegebene soeben erschienene technische Schrift lasse ich, in der Annahme, daß sie Jedermann interessieren werde, zirkulieren, unter Verweis auf den beigefügten die Trace enthaltenden Plan. Die Summen um die es sich handelt sind sehr ansehnlich: Höhe der Anleihe 57 000 000 M, des Baukapitals rund 51 000 000 M. Trotzdem ist mit Sicherheit zu vermuten, daß das ganze Unternehmen, welches für Berlin eine neue Verkehrsarteria bedeutet, schon in einer der nächsten Sitzungen der Stadtverordneten-Versammlung genehmigt werden wird.

(Späterer Zusatz: Die Genehmigung ist Anfang Dezember d. J. erteilt worden.)

B. Persönliches.

IV. Unser verehrtes Ehrenmitglied Exzellenz Freiherr von Manteuffel feiert heut und zwar hier im Ständehause seinen 61. Geburtstag. Die Brandenburgia spricht dem um unsere Provinz so hochverdienten Herrn den herzlichsten Glückwunsch aus. Insbesondere freuen

wir uns Alle, daß der Herr Landesdirektor von dem schweren Unfall, der ihn vor einiger Zeit leider betroffen, fast völlig wiederhergestellt ist.

C. Naturkundliches.

V. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrg I. Nov. 1905. Nr. 11. Enthält u. a. eine Darstellung der elektrischen Beleuchtung unserer Friedrichstraße wie sie war und wie sie ist, sowie Abbildungen der elektrischen Beleuchtung des Göthesteigs bei der Königgrätzer Straße.

VI. Herr Direktor Dr. Zacharias, Direktor der Biologischen Station zu Plön hat zwei Aufsätze eingesendet: „Über die wissenschaftliche Bedeutung biologischer Süßwasser-Stationen und „Über systematische Durchforschung der Binnengewässer“, welche wissenschaftlichen Arbeiten ich Ihrem Studium angelegentlich empfehle.

Wie sehr bei uns die Biologie der Binnenwässer vernachlässigt ist, empfinde ich immer, wenn ich bei den geologischen Landesaufnahmen die weißen leeren Flecken der Meßtischblätter ansehe, welche die Stellen wo Wasser ist, andeuten. Das Bodenrelief unserer Flüsse und Seen ist doch ebenso wichtig wie das Relief des Landes und keine biologische Untersuchung des Wassers ist möglich, wenn man nicht den Untergrund kennt. Ich muß dabei an unser leider zufrüh verstorbenes Mitglied Oberlehrer Dr. Hartwig denken, der bei seinen Wasseruntersuchungen erst auf das Mühseligste sowie mit vielem Zeit- und Geldaufwand die Tiefen- und Bodenverhältnisse der Gewässer auszuloten genötigt war, wobei er sich seine tödliche Krankheit zuzog.

VII. Unser Herbstwetter ist uns diesmal bei unseren Wanderfahrten sowie bei den Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums so ungünstig, wie, ich darf kühnlich behaupten, noch niemals gewesen. Ich habe wiederholentlich geäußert, daß ich so schlechtes Wetter vom September ab in meinem ganzen Leben nicht durchgemacht. Daß dies keine Überhebung gewesen, beweist ein sorgfältig abgewogener meteorologischer Bericht des Herrn Dr. R. Hennig im B. L.-A. vom 24. d. M., woraus ich mir nicht versagen kann, Ihnen wenigstens Einiges mitzuteilen. Daß hierbei der eigentliche Winter mit berücksichtigt wird, versteht sich wohl von selbst. Sehr harte Winter kennt die jüngere Generation seit 1870/71 kaum.

Die härtesten Winter Deutschlands, von denen die Chroniken berichten, pflegten im allgemeinen nicht länger als sechs, höchstens acht Wochen anzuhalten, während dieselben Winter in der Restzeit vielleicht ganz normal, wennmöglich gar zu warm waren. Nur alle paar Jahrhunderte wird einmal von einem Winter berichtet, der wirklich viele Monate lang hintereinander in gleicher Strenge anhielt, wobei wahrscheinlich noch manche Übertreibungen der alten, mittelalterlichen

Chroniken in Abzug zu bringen sind. Der letzte derartige Winter war der des Jahres 1739/40, der am 24. Oktober begann und bis in den Mai hinein dauerte, was übrigens nicht hinderte, daß auch damals zeitweise wärmere Witterung herrschte, indem der Monat Dezember wärmer als normal war, während alle anderen Monate des Winters ganz abnorm kalt waren.

In den wegen ihrer Strenge berüchtigten Wintern der Jahre 1788/89, 1812/13 und neuerdings 1879/80 beschränkte sich die große Kälte nahezu ausschließlich auf den Monat Dezember, im Winter 1854/55 auf den Februar, sowie 1847/48 auf den Januar und in den berühmten Wintern 1607/08, 1708/09 und 1783/84 auf den Januar und Februar, 1829/30 auf den Dezember und Januar, 1766/67 und 1822/23, 1784/85 und 1844/45 auf den Februar und März, und in neuerer Zeit erstreckten sich die kältesten dagewesenen Winter auch meist nur über wenige Wochen: 1890/91 auf die verhältnismäßig schon sehr lange Zeit vom 25. November bis 23. Januar, 1892/93 vom 1. bis 24. Januar, 1902/03 vom 16. November bis 15. Dezember, während dieselben Winter in ihrem sonstigen Verlauf meist durchaus normales und selbst mildes Wetter brachten. Der vielgenannte Winter 1888, der gern oft unter den besonders strengen genannt wird, weil sich dabei jeder ältere Berliner sogleich an den sehr kalten Tag der Beisetzung Kaiser Wilhelms I. erinnert, wies zwar eine ungewöhnliche Schneehäufigkeit auf, brachte aber auffallend kalte Witterung nur an etwa je zehn Tagen des Februars und des März, während er im übrigen vorwiegend milde war. Hinzufügen möchte ich noch einen ungeheuerlich kalten Tag in der ersten Hälfte des Januar 1861, als Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam beigesetzt wurde. Die Strenge der Witterung kostete verschiedenen der hohen Teilnehmer das Leben.

In den sogenannten milden Wintern kann die Neigung zum anhaltenden Tauwetter weit beständiger sein. Winter, in deren ganzen Verlauf es nicht einmal zu wirklich strengem Frost oder zu stärkeren Schneefällen kommt, treten nicht gerade selten bei uns auf. So brachte in Berlin der Winter 1865/66 nur zweimal leichten Schneefall, und in den beiden aufeinanderfolgenden Wintern 1897/98 und 1898/99 ging die Temperatur nie unter 8 Grad Kälte (Celsius) herab und erreichte auch diesen Stand nur ganz vereinzelt. Aus älteren Zeiten sind sogar Fälle überliefert, in denen es während eines ganzen Winters nicht gefroren haben soll. In der Regel pflegen aber auch unsere milden Winter ein paar Tage mit recht strenger Kälte aufzuweisen: so brachte z. B. noch der letztvergangene Winter 1904/05, den man als milde bezeichnen darf, in den Tagen vom 31. Dezember bis 3. Januar recht kräftigen Frost.

Unsere weitaus meisten Winter tragen eben Mischcharakter, und wie weit dies gehen kann, dafür ist der Winter 1876/77 ein eklatantes Beispiel, der in Berlin am 24. Dezember den kältesten je beobachteten

Dezembertag bescherte, um uns schon 16 Tage später, am 9. Januar, mit dem wärmsten, je vorgekommenen Januartag zu überraschen. Einen milden Winter wird man als solchen leicht erkennen können, aber die Definition des strengen Winters muß auf alle Fälle viel Schwierigkeiten machen. Ist z. B. ein Winter, der drei oder vier Wochen lang tüchtigen Frost und im übrigen sehr behagliches, angenehm-mildes Wetter bringt, zu den strengen zu zählen oder nicht? — — —

In den Fällen, wo der Herbst oder der Beginn des Winters gewisse Abnormitäten der Witterung zeigt, kann man durch einen Vergleich mit früheren analogen Fällen und ihren Folgeerscheinungen unter Umständen zu einem mehr oder weniger hohen Wahrscheinlichkeits-Schluß auf den Charakter des bevorstehenden Winters kommen. Auch diese historisch-statistische Methode der Winterprognose wird oft genug im Stich lassen, aber sie ist die einzige, die wissenschaftlich begründet und bis zu einem gewissen Grade haltbar ist. — Wendet man nun diese Prinzipien auf den bevorstehenden Winter an, so hat man insofern einen statistischen Anhaltspunkt, als der diesjährige Oktober ein ganz abnorm kalter Monat war, wie er seit vollen 88 Jahren im mittleren Norddeutschland nicht vorgekommen ist! In Berlin war er mit einer Mitteltemperatur von $5,8^{\circ}$ C. um volle $3,7^{\circ}$ zu kalt und wies die für diese Jahreszeit beispiellose Eigentümlichkeit auf, daß 30 Tage lang (30. September bis 29. Oktober) hintereinander an allen Beobachtungsterminen eine unternormale Temperatur abgelesen wurde. Seit Beginn regelmäßiger Wetterbeobachtungen in Berlin, 1719, also seit 186 Jahren, sind nur fünfmal kältere Oktobermonate dagewesen, nämlich 1730, 1739, 1740, 1805 und zuletzt 1817. Wie waren nun die fünf Winter, die auf diese kalten Oktober folgten? 1730 folgte ein anfangs milder, später mäßig kalter Winter, 1740, 1805 und 1817 wenig bemerkenswerte, ziemlich normale Winter, 1739 dagegen der oben erwähnte härteste Winter, der Europa seit vielen Jahrhunderten heimgesucht hat.

Mancher möchte sagen, haben wir einen so abnorm kalten Herbst gehabt, so wird uns dafür hoffentlich ein milder Winter beschieden. Ich vermag dies „hoffentlich“ nicht zu unterschreiben; für unser Klima gehört sich eigentlich ein Winter mit Frost und vielem Schnee. Das wäre das richtige Weihnachtswetter, so sehen wir das weihnachtliche Land und die weihnachtliche Stadt allemal tiefverschneit abgebildet. Das heimelt so recht an. Aber wer vermag bei uns zu sagen, er habe so ein recht eingeschneites Weihnachtsfest erlebt? Man muß sich lange darauf besinnen, bevor man einen solchen Fall mit Jahreszahl belegen kann. Jedenfalls ist ein weißes Weihnachtsfest in Berlin uns eine abnorme Seltenheit.

VIII. Beiträge zur Landeskunde Westpreußens. Festschrift dem XV. Deutschen Geographentag zu Danzig überreicht vom Orts-

ausschuß. Danzig 1905. Unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Conwentz hat als Vorsitzender des Ortsausschusses die Redaktion des Inhalts besorgt, der auch zu gegebener Zeit, mutatis mutandis, vorbildlich für unsere Brandenburgia sein könnte: Die Weichsel. — Die Danziger Bucht. — Die Seen Westpreußens. — Der Boden Westpreußens. — Westpreußische Münzfunde. — Westpreußische Geographen. Das sind die Untertitel des hochbedeutenden Sammelwerkes.

IX. Eine italienische Drogensammlung d. h. eine Zusammenstellung derjenigen in das Gebiet der Drogen im weitesten Sinne gehörigen, bei uns begehrten und verbrauchten, aus dem Königreich Italien stammenden Artikel sehen Sie auf einem Tische ausgebreitet. Sie rührt von Herrn J. D. Riedel, Chef der Aktiengesellschaft, Chemische Fabriken, Drogen-Großhandlung Berlin N. 39 Gerichtstraße Nr. 12/13, her, welche die große Güte gehabt hat, nicht allein diese Gegenstände wohl assortiert und etikettiert hierher zu schaffen, sondern auch der Direktion des Märkischen Museums zur beliebigen Verfügung, insbesondere wenigstens teilweisen Aufnahme in dessen Sammlungen für angewandte Naturwissenschaften unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Ich spreche hierfür sowohl seitens der Brandenburgia wie seitens des städtischen Instituts unsern allerwärmsten Dank aus.

Diese Ausstellung leitet uns so recht eigentlich über in das Thema, welchem der Hauptvortrag des Abends seitens u. M. Frl. Elisabeth Lemke gewidmet sein wird.

Aus dem Mineralreich sind hauptsächlich die vulkanischen Produkte Schwefel, Lava und Bimsstein ausgestellt, aus dem Pflanzenreich über 100 Proben teils im Rohzustande (Holz, Stengel, Blätter, Blüten) teils im Veredelungszustande (Lakritzen u. dgl.), Früchte der verschiedensten Arten ebenfalls teils getrocknet, teils präpariert. Es erscheint erstaunlich, was ein so gesegnetes Land wie Hesperien, das sich von den Alpen bis zu der Afrika gegenüberliegenden Trinacria und in der Höhenausdehnung von den Sümpfen der Lombardei bis zu den ewigen Schneefeldern der Alpen und des Apennin an Mannigfaltigkeit der Ausfuhrprodukte zu liefern imstande ist. Dabei fehlen noch die frischen Blumen und frischen Früchte, weil diese in den eigentlichen Drogen-Verkehr nicht gehören. Desto mehr wird Frl. Lemke auf diese ihr aus wiederholtem längerem Aufenthalt in Italien wohlbekannten Exporte einzugehen Veranlassung nehmen.

D. Naturkundliches.

X. Niederlausitzer Mitteilungen IX. Bd. 1 — 4, Guben 1905 enthalten hauptsächlich kameralistische Aufsätze über patrimoniale und ständische Verfassung in der Lausitz von Dr. Jocksch-Poppe.

XI. Von den Schriften des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg sind zwei Sonderbände ausgelegt, a) Prof. Dr. Ferd. Hirsch: Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs — Forts. der französischen Relationen für die Zeit von 1677 — 1683. Es werden darin u. a. die brandenburgischen Kriegsmarine- und Kolonisations-Versuche, sowie manches über den Marine-Direktor Benjamin Raule besprochen. — b) Georg Vorberg: Die Kirchenbücher im Bezirke der General-Superintendentur Berlin, und in dem der Neumark (Kreise Lebus und Frankfurt a/O). In dem außergewöhnlich inhaltreichen Nachschlagewerk werden auch die nichtprotestantischen christlichen Bekenntnisse berücksichtigt.

XII. Berlin und Kopenhagen. Von Dr. jur. Friedrich Holtze. Die Verhältnisse beider Hauptstädte zu einander, man kann wohl sagen: beider Länder werden durch Herrn Kammergerichtsrat Holtze von 1430 bis zu den Kriegswirren unter Friedrich Wilhelm IV. bzw. Christian VIII. in ansprechender und gründlicher Weise, wie wir es von dem gelehrten Verfasser gewöhnt sind, geschildert.

XIII. Zur Geschichte der Maschinenfabrik und Eisengießerei von C. Hummel in Berlin. Ansprache des Chefs Kommerzienrat Richard Bialon an das Personal. Abgedruckt in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbleißes. Die jetzt am Südufer in Moabit belegene Fabrik wird durch die Anlage der zweiten sogen. Millionbrücke Berlins, welche über die Gleise der Hamburger und Lehrter-Eisenbahn fort im Zuge der Puttitzstraße das Südufer mit dem Nordufer verbinden und den jetzt bestehenden wunderbarlich im Zickzack verlaufenden Fußgängersteg ersetzen soll, durchschnitten und ihr Fortbestand in Frage gestellt. Johann Caspar Hummel, 1776 zu Cassel geboren, geriet im Koalitionskrieg 1793 in französische Kriegsgefangenschaft und lernte dort Maschinen und Fabriken kennen. Er baute für Friedrich Wilhelm III., nachdem ihn dieser zur Niederlassung in Berlin angeregt, eine Kanonenbohrmaschine. Nach der Schlacht bei Jena 1806 entführten die Franzosen die Maschine als Beutestück nach Frankreich. Von 1812 — 1817 legte Hummel sich auf die Verfertigung von Metallknöpfen für Herrengarderobe. Die 1814 von Paris in beschädigtem Zustande zurückgebrachte Viktoria des Brandenburger Tors wurde von Hummel durch Einbau eines Eisengerippes gekräftigt, auch fertigte er damals für die Siegesfeier die eisernen Feuerbecken und Schmuckstücke, auf denen er selbst die Siegesfeier mit seinen Arbeitern anzündete und unterhielt. Bedeutende Schlosser- und Schmiedearbeiten lieferte er bis 1824 für das Schauspiel- und Opernhaus; für das Potsdamer Tor, die Schloßbrücke, Jungfernbrücke, Gertraudenbrücke, Langebrücke, stellte er die Gitter und Aufzugmaschinen. Auch große Fabrikanlagen installierte er für die Kgl. Porzellanmanufaktur, die Kgl. Gesundheits-

geschirrfabrik, die Ofenfabrik von Feilner u. dgl. m. Auch für Artillerie fertigte H. Drehbänke, Bohrmaschinen, Kugelformmaschinen, für das Raketenlaboratorium Pressen u. ä.

Ebenso war H. auf gewerblichem Gebiet tätig als Verfertiger von Tuchschermaschinen, Walzdruckmaschinen, Ölpresen, wofür er auf der Berliner Gewerbeausstellung im Zeughausei. J. 1844 ausgezeichnet ward. 1836 lieferte er die ersten Kupferdruckpressen für die Hauptverwaltung der Staatsschulden.

Am 7. Oktober 1850 starb Hummel. I. J. 1825 war Joseph Constantin Bialon ein geborener Schlesier, nachdem er das von Beuth begründete K. Gewerbeinstitut besucht, als Lehrling bei Hummel eingetreten, er bewährte sich dort vollkommen, wurde Hummels Schwiegersohn und im Geburtsjahr des jetzigen Geschäftsinhabers Richard Bialon 1838 Teilnehmer der Firma, die er von 1850 ab weiterführte. 1866 wurde der jetzige Chef Mitinhaber und seit dem Tode des Vaters 1872 alleiniger Inhaber der Firma C. Hummel.

Als es bekannt ward, daß die K. Eisengießerei eingehen werde, legte Herr B. auf den Spießbergen, woselbst die Infanterie Felddienst übte, nach Abtragung der Sandhügel eine 1868 eröffnete Eisengießerei an. 1873 wurde die Maschinenfabrik, bislang Johannisstr. 2 und Kalkscheunenstr. 4, nach dort verlegt und 1877 die Vereinigung beider Betriebe hergestellt.

Sie ersehen, wie dies echt vaterländische Fabrikunternehmen eine Art Vorläufer der Borsigschen Fabrik, aus unscheinbaren Anfängen immer weiter entwickelt worden und so zu sagen bei der Entwicklung des öffentlichen Lebens in Berlin, was die Bedürfnisse des Staats und der Industrie anlangt, allzeit mitbeteiligt gewesen ist. Insofern hat die Geschichte der Fabrik ein heimatkundliches Interesse, das wir mit einem Wunsche für das fernere Gedeihen der Firma hiermit gern zum Ausdruck bringen.

XIV. „Der kleine Fontane“. U. M. Herr Rektor Monke schreibt: In Cottas Handbibliothek ist soeben als No. 121 „Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg Auswahl herausgegeben von Hermann Berdrow“, Preis 1,— M, elegant gebunden 1,50 M, erschienen. Dieser erste Band enthält: Wustrau, N.-Ruppin, Rheinsberg, Ruppiner Schweiz, am Malchow- und Zermützelsee, Lindow, Freienwalde, Buckow, Blumenthal, Werbellin, Lehnin, das havelländische Luch, die Havelchwäne, die Pfaueninsel, Paretz, Spreewald, Müggelberge, Müggelsee, Teltow, Königswusterhausen, Grossbeeren, Saarmund und die Nutheburgen, Blankensee, 228 Seiten.

U. M. Herr Hermann Berdrow hat uns für heut abend ein Exemplar dieses „Kleinen Fontane“, wie ich ihn fortan nennen möchte, übergeben. Sie wollen sich von der sauberen Ausstattung des Büchleins über-

zeugen, das vielen, welche den noch immer für deutsche Verhältnisse hohen Preis der grossen Ausgabe der Wanderungen (15 Mk.) scheuen, recht angenehm sein dürfte. Vorzüglich zu Geschenken, Prämien pp. passend.

XV. U. vorgenanntes M. Herr Schriftsteller und Lehrer Hermann Berdrow teilt folgende modernste Sage mit:

Amtmann Nobbe und die Klosterkirche zu Chorin.

„Der 76jährige Aufseher Fürst erzählte am 28. Juli 1905 mir folgende Sage, auf meine Bemerkung, dass ich mir nicht recht erklären könne, wie das Kirchengewölbe so vollständig heruntergestürzt sei.

Das Gewölbe ist nicht eingestürzt, es ist runtergeschlagen. — Na, wiäso? — Ja, da war ein Amtmann Nobbe, der is es gewesen. Das Gewölbe war mit eiserne Anker verankert, und dazumal war Eisen sehr teuer. Er hat auch sonst die Kirche verrungeniert. Hier hat er Löcher in die Pfeiler hauen lassen und Balken durchgezogen, und so hat er aus dem Stück hier einen Kuhstall gemacht und daneben einen Pferdestall, und dahinter den Raum hat er zu Schweineställen genommen und das ganze andre Schiff als Schafstall. Und denn is er mit seine Leute beigegangen und haben das ganze Gewölbe runtergeschlagen, und das Eisen hat er verkloppt.

Das aber hat ein honetter Mann zur Anzeige gebracht, und das hat nicht lang gedauert, da is'n Brief von Berlin gekommen: An den Amtmann Nobbe. Wie der den gelesen hat, hat er zu sein' Kutscher gesagt: „Friedrich, mach' dir zurecht, wir müssen gleich nach Berlin fahren! und dabei hat er so'n sonderbares Gesicht gemacht. Da ging Friedrich in die Küche, und da sah er, wie sie alle da sassen und weinten, da fragte er sie: „Dirn's, wat sitt' ihr da un plärrt?“ Aber keiner gab ihm 'ne Antwort. Dann is er mit dem Amtmann die acht Meilen bis Berlin in eine Tour gejagt und sein Herr, der sonst immer so freundlich zu ihm war, hat unterwegs kein Wort gesagt. Und wie sie in die Königstrasse kommen, sagt ihm der Amtmann eine Nummer, da soll er halten. Da is der Amtmann abgestiegen und ins Haus gegangen. Und nach einer Zeit sind zwei Herren herausgekommen, die haben zu ihm gesagt: „Friedrich, fahr' er man wieder nach Haus; wenn der Herr zurückkommen soll, schreiben wir“. Da is der Kutscher wieder nach Haus gefahren.

Nach drei Tagen is ein Brief gekommen, Friedrich soll den Herrn holen. Da is er wieder in der Königstrasse vorgefahren, und nach einer Zeit is einer von die Herren rausgekommen und hat zu ihm gesagt: „Friedrich, so könn'n wir den Wagen nich gebrauchen; er muss ihn umstellen, da soll 'n Sarg rauf“. Da hat der Kutscher einen grossen Schreck gekriegt. Und dann is ein mächtig grosser Mensch rausge-

kommen, wie so'n Löwe, und hat so 'ne Stimme gehabt (des Erzählers Stimme nimmt hier einen tiefen und starken Ton an), der hat gesagt: „Dass er das Gotteshaus zum Schafstall und zum Schweinstall gemacht hat, das hat ihm 's Genick nich gebrochen. Aber dass er das Gewölbe heruntergeschlagen hat, dafür is er 'n Kopf kürzer gemacht, und das hat er hundertmal verdient, denn er is schlimmer als 'n Mörder gewesen. Und dann haben sie den Sarg aufgeladen, und Friedrich hat ihn hergefahen. Hinter der Kirche haben sie ihm beigesezt; 'nen Leichenstein hat er nicht gekriegt, aber eine grosse Kugel liegt auf seinem Grab. —

Letztere Bemerkung scheint einiges Licht auf die Entstehung der Sage zu werfen. Auf dem Grabe des älteren Josua Aug. Nobbe steht eine ungefähr zwei Meter hohe unkannelierte Säule, die oben flach ausgehöhlt ist und eine Granitkugel trägt, die sich hin und her rollen lässt und unschwer herunterzustossen wäre. In einer umlaufenden Vertiefung trägt diese Säule die Inschrift: Josua Aug. Nobbe; G.: den 12. Oktober 1743; Gest.: 27. Mai 1806. — Ob die Erzählung ausserdem einen irgendwie gearteten historischen Hintergrund hat, war nicht zu ermitteln. Die „Voss. Zeitung“ von 1806 berichtet nichts dahingehendes. Merkwürdig ist die Verlegung der Gerichtsstätte nach der Königstrasse, wo nach Fidicin S. 55 das Königliche Stadtgericht, das früher sogenannte Gouvernementshaus (No. 19) lag“.

Der I. Vorsitzende bemerkte hierzu:

Diese modernste „Sage“ ist ein schätzenswerter Beitrag zur mythenbildenden Kraft des Volks. Vielleicht ist der Amtmann N. ein gestrenger und deshalb hie und da unbeliebter Herr gewesen, und es mag der Verfall der Choriner Ruine in seine Pachtzeit teilweise gefallen sein. Dies wird die grundlegende Überlieferung gewesen sein. Dazu kommt der auffallende Zustand des Grabdenkmals: eine bewegliche Kugel auf einem rumpfartigen Sockel, daraus wird phantastisch gefolgert, daß dem Betreffenden der Kopf abgeschlagen ward und daß dies durch den Wackelstein habe symbolisch angedeutet werden sollen. Solche Kleinigkeiten genügen, um ein vollständiges Phantasiegebilde aufzubauen. Ich erinnere an ähnliche schauerliche Mythen, z. B. die von dem Amtmann Grützmacher, der angeblich wegen Totschlags einen eisernen Ring um den Hals tragen mußte, von dem verstorbenen Prinzen Karl von Preußen, Bruders Kaiser Wilhelms des Großen, und von andern mehr oder minder bekannten Personen umlaufen. In den modernen Hohenzollern-Mythen, die uns vor einigen Jahren Fräulein E. Lemke vortrug, erfahren Sie dieselbe Bekundung ausgearteter Volksphantasie, nur mehr auf dem Gebiete des Grotesk-Komischen, z. B. den Prinzen Friedrich Karl, wie er mit wallendem Lockenhaar in Frankreich als Schäfer herumzieht, um Land und Leute für den Kriegsfall auszuspionieren (Brandenburgia XI 25 - 37).

Nachträglich wird mir mitgeteilt, daß eine Tochter des Herrn N., eine Frau von M., in Rostock lebt.

XIII. Herr Rektor Otto Monke, einer unserer unermüdlichsten und glücklichsten Forscher im Gebiet der Heimat- und Volkskunde hat das Ihnen herungereichte interessante Stickmustertuch dem Märkischen Museum freundlichst verehrt. Es stammt aus Potsdam und ist bezeichnet: IBN. MLN — 18 ADN 02.

XVII. Neue Erinnerungstücher. Streift das Potsdamer Stickmustertuch von 1802 in gewissem Sinne schon an die echten Erinnerungstücher, von denen in der *Brandenburgia* häufiger die Rede war (Jahrg. XII. 39; IX. 502; V. 445; IV. 11, 257, 332 u. III. 305), so fallen unmittelbar hier hinein drei italienische Erinnerungstücher aus bedrucktem Kattun: a) mit den Standquartieren der italienischen Truppen und den Wappen der italienischen Großstädte, wohl zum Austausch unter „militärischen“ Liebespaaren benutzt; b) ein Tuch mit dem Kalender von 1902 und hübschen Randleisten; c) ein dgl. mit den Portraits des italienischen Königspaares in Kniestück. Dem Fräulein El. Lemke, welche diese Erinnerungstücher von der Reise mitgebracht, sei verbindlichst dafür gedankt.

XVIII. Die Denkmäler Berlins in Wort und Bild nebst den Gedenktafeln und Wohnstätten berühmter Männer. Ein kunstgeschichtlicher Führer von Herm. Müller-Bohn. 142 Illustrationen und 5 Wappen. Verlag von J. M. Spaeth-Berlin. Preis 6 M.

Am 2. Sept. 1897 schrieb ich das Geleitwort für die 1. Ausgabe, die in viel bescheidenerem Gewande auftrat, 100 Illustrationen weniger und an Text nur ein Drittel des Gegenwärtigen besaß. Die Denkmäler Berlins, wobei auch Charlottenburg und einige der nächsten anderen Vororte berücksichtigt werden, sind uns allen ans Herz gewachsen, ihre Zahl ist so groß, daß man ihre Einzelheiten, ihre Entstehung, ihre Künstler nicht alle im Gedächtnis behalten kann. Hier springt nun der Verf. in knapper und doch beredter Weise ein. Fehler irgend namhafterer Natur sind mir auf verschiedene Stichproben, die ich gemacht, nicht aufgefallen. Ich halte die Angaben dieses Denkmalführers für das Beste und Vollständigste, was auf diesem engsten Heimatsgebiet existiert. Die Ausstattung ist durchweg gediegen, zum Teil prächtig zu nennen. Der Preis erscheint dem allen gegenüber als ein mäßiger. Möge dem Verfasser und dem Verleger ein lohnender Erfolg nicht versagt bleiben.

Ganz vorzüglich eignet das Buch sich zu Geschenken. Zum Vergleich lege ich Ihnen auch die ältere und erste Ausgabe vor.

XIX. Der Roland, Halbmonatsschrift für Heimatkunde folgt trotz der großen, nicht genug anzuerkennenden Mühen und Opfer, welche u. M. Herr Curt Kühns auf die Herausgabe verwendet hat, dem Schicksal des „Bär“ und ist mit dem v. M. eingegangen. Es ist

ein trauriges Zeichen für das mangelnde Interesse an der Heimatkunde und an der Bestätigung für Pflege derselben, daß dergleichen gemeinnützige vaterländische Unternehmungen sich nicht aus sich selbst zu erhalten vermögen. Andererseits darf freilich nicht übersehen werden, daß landes- und heimatkundlicher Stoff in fast allen Tageblättern und in zahlreichen Unterhaltungszeitschriften, wenn auch nur nebenher, so doch reichlich geboten wird. Dazu kommen die vielen einschläglichen Organe und der erfahrungsmäßige Umstand, daß gerade in Berlin mit seinen über 2 Millionen und in Groß-Berlin mit seinen fast 3 Millionen so zahllose allgemeinere mit dem Weltstadtleben verbundene Bestrebungen und Unternehmungen sich bereit machen, daß für das bescheidene Veilchen der Landes- und Heimatkunde, zumal sie „nicht weit her ist“ kein noch so kleines, sicheres, wohlgepflegtes Plätzchen übrig bleibt. Es ist mir persönlich unangenehm, den Unkenruf allen begeisterten Unternehmern der einschläglichen Literatur gegenüber erschallen lassen zu sollen und sie warnen zu müssen, aber leider, leider habe ich mit meiner pessimistischen diesbezüglichen Auffassung seit länger als einem Menschenalter allemal recht behalten.

Vom Jahr 1906 ab will der Herausgeber eine Bibliothek für Heimatkunde ins Leben rufen, in der über die einzelnen Landesteile reich illustrierte Hefte geliefert werden. Die Abonnenten dieser Schriften-sammlung mit dem Titel „Durchs deutsche Land“ werden im Laufe der Jahre eine vollständige Bibliothek deutscher Heimatkunst erwerben. Zunächst werden Schlesien, Thüringen, die Ostseeküsten pp. erscheinen. Jeder, mehre Hefte umfassende Band kostet 2 bis 3 Mark. Unsere Brandenburgia-Mitglieder, -Gönner und -Freunde werden dringend gebeten, das Vorhaben u. M. Herrn Curt Kühns, Friedenau, Goßlerstr. 40, zu unterstützen.

E. Bildliches.

XX. Über kaufmännische Warenzeichen. Diesen Signaturen der kaufmännischen, gewerklichen und industriellen Betriebe wird in der neuesten Zeit mit Recht größere Aufmerksamkeit zugewendet. Ich habe dergleichen Marken und Warenzeichen seit Jahren gesammelt, bin aber durch das Übermaß der Zahl und das Überhandnehmen des Ungeschmacks darin einigermaßen erlahmt. Auch habe ich mich damit getröstet, daß die wichtigsten dergleichen „Industrie-Wappen“ pp. in den Verzeichnissen des Kaiserlichen Patentamts noch mehr, viele in denen des deutschen Musterschutzes heimat- und kulturgeschichtlich niedergelegt sind.

Im neusten Heft des „Deutschen Herold“ hat sich Graf zu Leiningen-Westerburg in dankenswerter Weise zur Sache geäußert. Einem Referat im B. L.-A. vom 2. d. M. entnehmen wir folgendes:

Von autoritativer Seite wurden dem Sachverständigen mehrere Jahrgänge des Warenzeichenblatts, das das Kaiserliche Patentamt herausgibt,

vorgelegt, damit er sich über die Mängel der auf Warenzeichen vorkommenden Wappenzeichnungen äußere. Indem er diesem Wunsche nachkommt, „um den Augiasstall jetzzeitlicher verfehlter Wappenkomposition zu reinigen,“ machte er zunächst darauf aufmerksam, daß es bereits im Mittelalter eine Menge Familienwappen von Bürgern und Gewerkschaften gegeben hat, und das habe sich vielfach bis heute erhalten; die weitverbreitete Meinung, daß die eigenmächtige Annahme eines Wappens heute nicht gestattet wäre, sei ganz falsch. Es darf sich jederman ein neues, von niemand anderem geführtes Wappen komponieren. Hier handelt es sich insbesondere um wappenmäßige Warenzeichen, die in der Geschäftswelt jetzt immer mehr aufkommen. Graf Leiningen empfiehlt aber dringend, mehr Geschmack bei der Auswahl der Warenzeichen und Fabrikmarken walten zu lassen. Es ist niemand gezwungen, diese heraldisch auszugestalten; es gibt im Gegenteil unter den vielen Tausenden von Warenzeichen eine enorme Anzahl solcher, die nicht heraldisch sind. Will aber jemand, was Graf Leiningen keineswegs verwirft, sein Zeichen wappenmäßig halten, so wende er sich an einen der zahlreichen Heraldiker unter den Zeichnern und Graveuren, und er wird dann kein Machwerk erhalten, das erheiternd wirkt, sondern das in würdiger Verbindung mit seinem Hause und seinen Waren steht. Daß dies geht, beweisen so manche schöne heraldische Warenzeichen, wie beispielsweise das einer Münchener Wachsfirma, bestehend aus einem Münchener Kindl auf einem Bienenstock zwischen den Münchener Frauentürmen und zwei bayerischen Löwen, oder die allgemein bekannten Schilde des Spaten- und Hackerbräus mit dem Spaten, beziehungsweise zwei gekreuzte Hacken oder das Wappen einer Magenbitter-Firma mit Kunz von Kauffungen und zwei Rittern in Turnierschild; alle diese Warenzeichen sind heraldisch ausgestattet, bekunden feines heraldisches Gefühl und treten daher auch sofort gefällig vors Auge. Dagegen gibt es eine ganze Menge völlig verfehlter Wappen, die oft geradezu komisch wirken. Da man am meisten dann lernen kann, wenn einem gezeigt wird, wie man es nicht machen soll, so hat Graf Leiningen den richtigen Weg eingeschlagen, eine große Anzahl Beispiele aus dem Warenzeichenblatt anzuführen, bei denen die Komposition des Wappens vollkommen verfehlt ist. So kommt sehr oft in den wappenmäßigen Warenzeichen die Wacht am Rhein vor, hält aber meist einen ganz falschen Adler. Ebenso findet sich die sonderbare Zusammenstellung eines Fahrrades als Zimier (Zier) auf einem Helm, was um so komischer wirkt, als Fahrrad und Helm zeitlich sehr weit auseinander liegen. In einem Warenzeichen wird ein Korsett als Schild behandelt unter einer Mauerkrone, in einem anderen Schnupftabak in einem alten Schilde. Der Verfasser der Abhandlung hat wohl nicht unrecht, wenn er diese Zusammenstellungen etwas gewagt findet. Daß sich, wie es in einem der Warenzeichen der

Fall ist, zwei Schildhalter über einen Schild hinweg durch Hutabnehmen höflich „Guten Tag“ sagen, ist mindestens ungewöhnlich. In einem Wappenschild sieht man sogar den pfeilspitzenden Amor mit einem Schleifstein, und in einem anderen hält der kleine Ausbund gar eine Margarinedose. Der Trompeter von Säckingen ist sehr beliebt; was aber der vor ein paar Jahrhunderten blasende Herr mit dem jetzigen Reichsadler auf seinem Trompetentuch zu tun hat, ist unverständlich. Ein Wappenschild ziert eine Punschessenz, und ein alter Doppelreichsadler hält Stiefeletten im Schnabel und in den Fängen. Diesen Ungereimtheiten gegenüber bemerkt Graf Leiningen mit Recht: „Man kann nur warnen; lieber kein heraldischer Schmuck als ein verfehlter, der auf Gedankenlosigkeit und Ungeschmack beruht.“

Die Brandenburgia wird nicht umhin können, sich mit den Gewerks-, Fabrik-, Waren- und Handelsmarken bezw. Wappen gelegentlich zu befassen, da sie ein in vieler Beziehung interessantes und nützliches Kapitel der Heimatsgeschichte und Kulturkunde ausmachen.

Ich rege hierdurch dazu an und wende mich in erster Linie an diejenigen unter uns, die heraldische Studien treiben, insbesondere an die Herren, welche sich mit bürgerlichen Wappen, Stempeln, Siegeln und Verwandtem beschäftigen. Herr Regierungs-Assessor Dr. Bernhard Körner, bewährt im Felde bürgerlicher Wappenkunde und Herr Verlagsbuchhändler Heinrich Bruer, unsere geschätzten Mitglieder, haben vielleicht die Güte, die Sache in die Hand zu nehmen.

Einer Vorlage interessanter Muster und einem begleitenden Vortrage würden unsere Mitglieder sicherlich gern volle Aufmerksamkeit schenken.

XXI. Herr J. Spiro, unermüdlich als Herausgeber historischer, auf die Heimat bezüglicher Ansichtspostkarten, hat uns eine neue Serie, die im Saale ausgebreitet ist, für heute Abend vorgelegt. Es handelt sich um 50 wohlgelungene Ansichten aus dem alten Berlin von etwa 1670 bis 1830, hergestellt von Handzeichnungen des Architekturmalers Leopold Ludwig Müller aus dem Jahre 1835, welche dem Vater des verstorbenen bekannten Geheimen Archivrats Dr. Ernst Friedländer gewidmet waren und deren Wiedergabe die Erben gestattet haben.*) Es liegen mir zwei Facsimilia vor, eins vom 15. Januar v. J., worin sich Adolf von Menzel freundlich für eine Serie bedankt, und eins, datiert München, den 31. Mai 1905, enthaltend ein sehr anerkennendes Schreiben Paul Heyses, der ja Berliner Kind ist. Ich habe diesem Schreiben nur Weniges, nur Gutes, nur Empfehlendes hinzuzufügen. Ich empfehle die Ansichtskarten zum persönlichen Gebrauch, aber auch zu Geschenken,

*) Vergl. meine Mitteilungen über Ernst Friedländer, Brandenburgia X. 401 und 402 und meinen Nachruf. (Friedländer starb am 28. Januar 1903) a. a. O. XII. 3.

wozu sie sich vorzüglich eignen. Der Preis (3 M) ist durchaus mäßig und angemessen.

XXII. Vom Burgwall in Treuenbrietzen, der, wie Ihnen von unserm Besuch am 31. August 1902 erinnerlich, durch Herrn Postrat Steinhardt in einen anmutigen Zier- und Nutzgarten mit botanischem und gärtnerischem Verständnis verwandelt worden ist, stammt die beifolgende Photographie unsers hochverehrten Mitgliedes, welche eine erfreuliche Üppigkeit der Vegetation darstellt z. B. Ricinus, 3 m hoch, 2 m breit, das größte Blatt 75 cm lang, 82 cm breit, der Fruchtstand 87 cm hoch, mit Stiel 105 cm lang, Artischocke 1,35 m hoch, 2,40 m breit, Länge des größten Blattes 187 cm, Breite 115 cm, riesige Nicotiana affinis, Gladiolus, Martynia u. s. f. Besten Dank und Wunsch für ferneres Gedeihen der auf dem schwarzen Fruchtboden des ehemaligen Wendenringes trefflichst wachsenden Zier- und Nutzpflanzen.

XXIII. U. M. Lehrer Otto Mielke in Nowawes legt von seinem heimatkundlichen Verlag eine wohlgelungene Ansichtspostkarte des Innern der von Friedrich II. 1752 erbauten Kirche von Nowawes vor.

XXIV. U. M. Gustav Lackowitz legt 5 Ansichtskarten vom neuen K. Botanischen Garten zu Dahlem vor. Aufgang zwischen den Gruppen der Süd- und Central-Alpen. — Schmuckanlage am Eingang mit dem Gärtnerwohnhaus. — Wasserfall in der Alpenanlage. — Riesenstauden des Kaukasus (*Heracleum Mantegazzianum* und *Cephalaria tatarica*). — Südlicher Teil des Teiches.

XXV. Die Schwester u. M. Gustav Lackowitz Frl. Ida Lackowitz hat mir 7 von ihr photographisch aufgenommene Stimmungsbilder in Ansichtspostkarten-Form vom Tegeler See und seinen romantischen Umgebungen verehrt, die sich durch eine anmutende Romantik auszeichnen. Den gütigen Spendern zu XXIII, XXIV und XXV danke ich herzlichst, indem ich ihre Bilder dem reichen Sammelchatz von Ansichtspostkarten des Märkischen Museums überweise.

XXVI. Deutschlands Kriegsflotte von Victor Laverrenz. Verlag von Friedrich Kirchner in Erfurt 1906, Preis 12 M. Ich lege die illustrierten Prospekte dieses neuen, ansprechenden Werks unseres Marine-Schriftstellers, Verfassers von „Deutschland zur See“, „Unter deutscher Kriegsflagge“, „Unter deutscher Handelsflagge“, „Prinz Heinrichs Amerika-fahrt“ usw. vor und begrüße den heut als Gast anwesenden Herrn Verfasser. Die Brandenburgia gedenkt bei dieser Gelegenheit, daß die deutsche Kriegsflotte als brandenburgisch-preußische Flotte von unserer Heimat aus wenigstens intellektuell und administrativ ihren Ursprung herleitet und daß wir diese geschichtlichen Verhältnisse in unserer Mitte zum öftern berührt haben. Angesichts der unendlichen Bedeutung, welche unsere maritimen Bestrebungen für das deutsche Volk haben, und angesichts der sehnlichst von allen Vaterlandsfreunden erwarteten

Flottenvorlage im Reichstag hat das patriotische literarische Unternehmen des Herrn Laverrenz eine große Bedeutung. Wir empfehlen das Buch allen, insbesondere eignet es sich in jeder Beziehung als willkommenes Geschenk, namentlich für den Weihnachtstisch.

XXVII. Herr Kustos R. Buchholz legt einen von Herrn Lehrer Plog übermittelten goldenen Fingerring vor, der bei Wittenberg gefunden ist. Es ist eine künstlerische Goldschmiedearbeit der Renaissance-Zeit, wohl 2. Hälfte 16. Jahrhunderts, was auch unser Mitglied, Herr Hofgoldschmied Telge bestätigt. In hochheraustretender 4 eckiger Goldfassung ruht ein flacher rosafarbener Stein; die Fassung wird nach den 4 Seiten hin von halbkreisförmigen, mit bunten Email-Arabesken verzierten Blättchen flankiert. Auch der Übergang der Schaublume in den schmalen Reifen ist blau und rot emailliert und mit ornamentalen Querstäbchen versehen.

Das Märkische Museum hat den Ring erworben. (VI. 15517).

XXVIII. Herr Kustos Buchholz: Weiter lege ich eine kleine Auswahl der vorgeschichtlichen Fundstücke aus dem Kreise Luckau vor, die das Märkische Museum einem neuen Mitglied der Brandenburgia, Herrn Rektor Thur in Cüstrin, verdankt. Von den 12 Grabgefäßen, die den gewöhnlichen Formen des Lausitzer Typus entsprechen — namentlich ist auch ein Gefäß mit plastischem Buckelornament und eins mit nur durch Linien angedeuteten Buckeln darunter — verdient eine Urne besondere Beachtung (II. 23914). Die schlanke Form (Höhe $\frac{1}{3}$ größer als der Durchm.) kommt öfter vor, wenn auch bei der großen Mehrzahl der Urnen Höhe und Durchmesser ungefähr gleich sind. Auch die absichtlich ungeglättete äußere Wandung ist keine große Seltenheit. Dagegen habe ich bisher noch nicht wahrgenommen, daß solche rauhen Gefäße ornamentiert sind durch dicht nebeneinander liegende senkrechte Fingerzüge, wie sie dies Gefäß zeigt. Es scheint als wenn die 3 Mittelfinger einer kleinen, also wohl weiblichen Hand vom Rande an senkrecht herunter gezogen worden sind und dieser Zug sich dann dicht daneben immer wiederholt hat.

Von den Beigefäßen erscheint besonders niedlich eine kleine Urne mit nahezu kugelförmigem, strichverziertem, weitem Bauch, engem, zylindrischem Hals und 2 Henkelöhren (II. 23912).

Sehr eigentümlich ist auch eine Kinderklapper in Form einer einhenkligen Urne, die sich von einem Thränenkrüglein nur dadurch unterscheidet, daß die Mündung verschlossen ist und einige eingeschlossene Steinchen beim Schütteln klappern (II. 23820).

Unter den Beilagen, die in den Urnen gefunden wurden, sind bemerkenswert:

a) Ein Amulett aus einem flach abgerollten, länglich eiförmigen Sandstein, am schmalern Ende mit einem Bohrloch zum Durchziehen eines Fadens.

b) Mehrere kleine Bronze- und Schmelz-Perlen.

c) Ein Fingerring aus schwach gebranntem Ton, auf einen Kinderfinger passend.

d) Ein aus einem einfachen Stabe zusammengebogener Bronzefingerring mit schräger Strichverzierung.

An Einzelfunden sind aus der Thur'schen Zuwendung noch zu erwähnen:

Ein geschlagenes Feuersteinbeil, bei Lucka gefunden. (II. 23818.)

Ein 9,5 cm langes Feuersteinmesser, bei Weißagk Kr. Lucka gefunden. (II. 23834.)

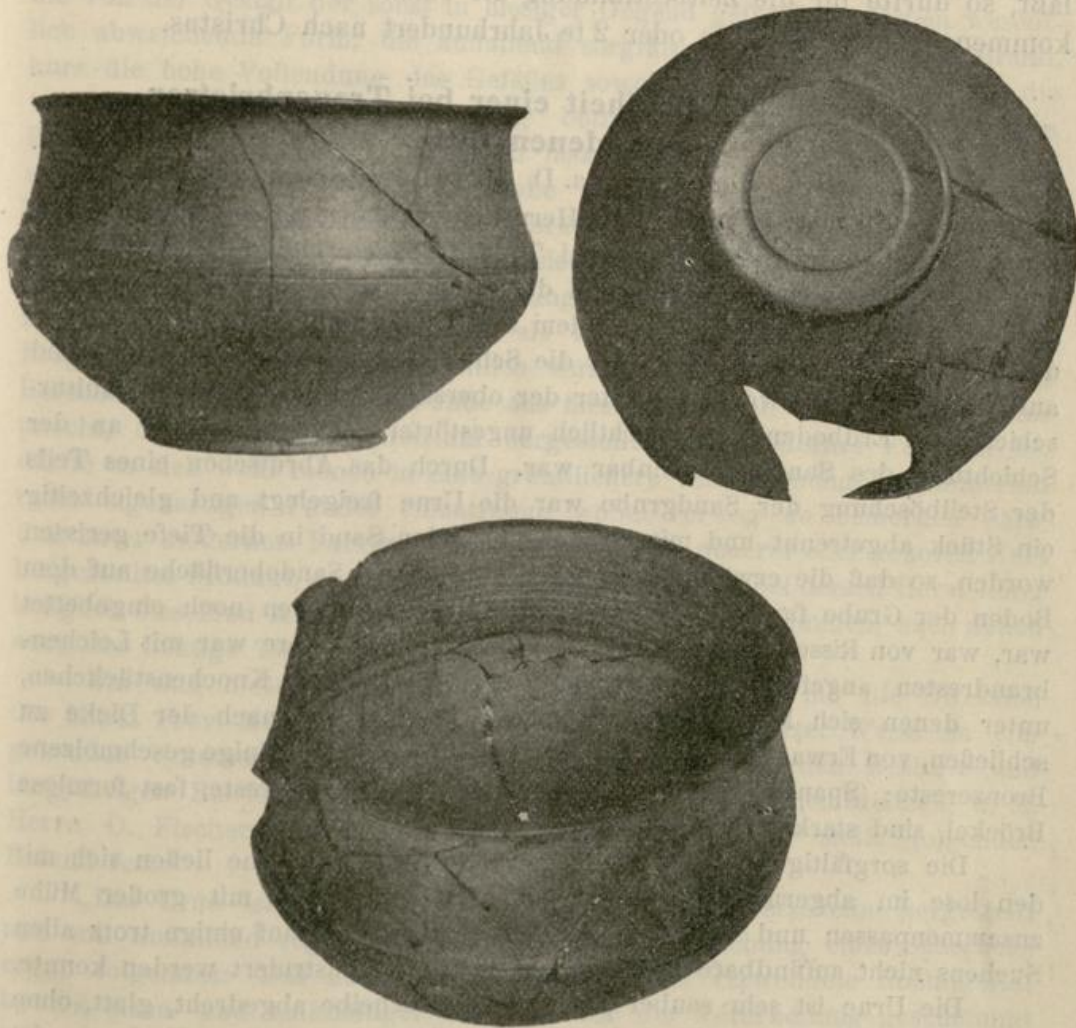
Feuersteingeräte kommen in der Lausitz verhältnismäßig ebenso selten vor, wie der Feuerstein selbst. Deshalb verdienen diese Funde hervorgehoben zu werden.

Herr Thur überwies dem Museum ferner eine der römischen Zeit angehörige eiserne Speerspitze, die in der Altstadt Cüstrin ausgegraben wurde. (II. 23835.)

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine schon seit Jahr und Tag schwebende Frage über die Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Graburne zum Abschluß bringen.

Es handelt sich um dieses Gefäß, das nach Angabe des Herrn Rektor Thürmann in der Sandgrube am Galgenberge bei Treuenbrietzen zum Vorschein gekommen ist. Die Museumspflegschaft hat dann am 2. Oktober 1904 an Ort und Stelle weitere Ermittlungen angestellt, wobei noch festgestellt wurde, daß die Urne am Sandabstich mit nachfallender Erde von oben herabgefallen war, in Scherben zerfiel und daß Leichenbrandteile mit Bronzepartikelchen mit herabgefallen waren. Da in dieser Weise sehr häufig an Sandgruben altgermanische Urnengräber zum Vorschein gekommen sind, hätte die Sache nichts Auffallendes. Aber bei genauer Betrachtung des Gefäßes stiegen Zweifel auf, ob es wirklich eine altgermanische Graburne sei, ob nicht irgend eine Unterschiebung, sei es in neuester Zeit, sei es auch nur vor etwa 50 oder 100 Jahren, stattgefunden habe. Das Gefäß ist nämlich aus wohlgeschlemmtem Ton mittels einer vollkommenen Scheibe innen und außen mit hoher technischer Fertigkeit geformt und in einem ordentlichen Ofen, wie ihn in jener Zeit nur die Kulturvölker haben konnten, kräftig gebrannt. In den vorgeschichtlichen Gräbern der Provinz Brandenburg ist eine Urne von solcher töpferischen Vollkommenheit noch nicht gefunden worden. Auch hat das Gefäß mit unserer mittelalterlichen Töpferware nichts gemein. Die Urne ist dann von verschiedenen erfahrenen Forschern beurteilt worden. Besonders eingehend hat sich Herr Postrat a. D. Steinhardt in

Treuenbrietzen, unser sehr tätiges Mitglied, mit der Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Umstände, wie auch unter Heranziehung von Töpfern mit den töpfereitechnischen Fragen beschäftigt, und seine Feststellungen, wie seine Beurteilung in einem sehr sorgfältigen Bericht niedergelegt. Diesen Bericht, der auch sonst von Interesse ist, lasse ich unten folgen. Das Gefäß ist hier von 3 Seiten abgebildet.



Wenn Herr Steinhardt am Schluß dieses Berichts die Frage aufwirft: „Sollte das Gefäß vielleicht importiert sein?“, so meine ich, daß er damit auf der richtigen Fährte ist. Das Gefäß kann nur importiert sein, weil man zu der in Betracht kommenden Zeit hier nicht im Stande war, eine solche Töpferware herzustellen; es kann auch keine neuere Fälschung sein, weil dazu lange Versuche, Mühen und Kosten gehört hätten, ohne Aussicht auf Entschädigung. Wie schwierig eine solche Imitation ist und wie leicht sie erkennbar wäre, sehen Sie aus einem Gefäß, das ein Töpfermeister in Jüterbog nach vielen Versuchen als

Nachahmung eines schwarzen Beigefäßes hergestellt hat. (Wird vorgelegt.) Da auch die Fundumstände glaubwürdig festgestellt sind, so bleibt weiter nichts übrig, als die Erklärung, daß ein aus den Kulturländern zufällig in die Gegend von Treuenbrietzen gelangtes Gefäß dort als Graburne verwendet worden ist. Da der Import eines solchen Gefäßes auch schon entwickeltere Handels- und Verkehrsbeziehungen voraussetzen läßt, so dürfte für die Zeitbestimmung die römische Periode in Betracht kommen — etwa das 1te oder 2te Jahrhundert nach Christus.

Zweifel an der Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Urne.

Von Postrat a. D. Steinhardt.

Im Frühjahr 1903 fand u. M. Herr Rektor Thürmann im losen Sande der Sandgrube am Galgenberge bei Treuenbrietzen einige Urnenscherben von ungewöhnlich heller Farbe, und durch den Fund aufmerksam gemacht, senkrecht über der Fundstelle, an dem 8 m hohen Steilhang der Sandgrube den größten Teil der Urne, zu der die Scherben gehörten. Die Urne stand aufrecht im Sande etwa 50 cm unter der obersten, dunkler gefärbten Kulturschicht des Erdbodens an ersichtlich ungestörter Lagerstätte, was an der Schichtung des Sandes erkennbar war. Durch das Abrutschen eines Teils der Steilböschung der Sandgrube war die Urne freigelegt und gleichzeitig ein Stück abgetrennt und mit dem abstürzenden Sand in die Tiefe gerissen worden, so daß die erwähnten Scherben sich an der Sandoberfläche auf dem Boden der Grube fanden. Was von der Urne im Boden noch eingebettet war, war von Rissen und Sprüngen durchzogen; das Innere war mit Leichenbrandresten angefüllt und zwar mit weiß gebrannten Knochenstückchen, unter denen sich kleine Stücke menschlicher Schädel, nach der Dicke zu schließen, von Erwachsenen vorfanden. Dazwischen lagen einige geschmolzene Bronzereste; (Spange?) Kohlenstücke fehlten. Die Bronzereste, fast formlose Bröckel, sind stark dunkelgrün patiniert.

Die sorgfältig aus dem Sande gelösten Teile der Urne ließen sich mit den lose im abgerutschten Sande gefundenen Scherben mit großer Mühe zusammenpassen und verkitten, so daß die Urne bis auf einige trotz allen Suchens nicht auffindbare Stückchen recht gut rekonstruiert werden konnte.

Die Urne ist sehr sauber auf der Töpferscheibe abgedreht, glatt, ohne Verzierungen und ohne Henkel. Nur die Zone des größten Umfanges ist mit einem 8 mm breiten, etwas dickeren Streifen bandartig umspannt. Der Scherben ist größtenteils scharf durchgebrannt und zwar auffallend gleichmäßig bis nahe an die beginnende Sinterung, so daß die Oberfläche eine Glätte zeigt, die einer ganz leichten Glasur ähnlich erscheint. Ein dem unteren Teil der Urne zugehörendes Bruchstück zeigt etwas unvollkommenen Brand, insofern es in der Mitte einen dunkeln Streifen erkennen läßt. Die Wände des Gefäßes sind 3 bis 3,5 mm, der Boden ist 6 bis 7 mm dick. Die Farbe ist äußerlich ein helles Graugelb mit einem leichten Stich ins Rötliche. Die Bruchflächen erscheinen durchweg rötlich bis auf den erwähnten, stellenweise vorhandenen dunkeln blaugrauen Streifen.

Die Sandgrube am Galgenberge, insbesondere der obere Rand, ist eine altbekannte Fundstätte reichlich vorhandener Scherben von zertrümmerten Urnen verschiedenartigster Form und Beschaffenheit.

Im Sinne des Obigen hatte ich als Pfleger an die Direktion des Märkischen Provinzial Museums berichtet, und später hatte Herr Thürmann die Urne dem Museum übersandt.

Die in dem Bericht schon hervorgehobenen Eigentümlichkeiten, dazu die von der Gestalt der sonst in hiesiger Gegend gefundenen Urnen wesentlich abweichende Form, die auffallend sorgfältige Arbeit, der gute Brand, kurz die hohe Vollendung des Gefäßes sowohl was die edle Form wie die vollkommene technische Herstellung betrifft, haben dann bei einzelnen Beurteilern den Verdacht aufsteigen lassen, daß die Urne ein Falsifikat sei, ohne daß allerdings absichtliche Fälschung zum Zwecke bewußter Täuschung damit zum Ausdruck gebracht werden sollte; es wurde auch gelegentlich erwähnt, daß möglicherweise einer der hin und wieder beliebten, freilich ziemlich verbrauchten Ausgrabungsscherze vorliegen könnte. Weniger zur Widerlegung dieses Verdachts als zur rein sachlichen Klarlegung der Frage, ob angesichts der tatsächlich vorhandenen Abweichungen von der Beschaffenheit der sonstigen Funde aus hiesiger Gegend die Urne echt oder unecht, d. h. ob sie im Altertum hergestellt oder modernes Fabrikat ist, dürfte es sich wohl lohnen in eine gründlichere Untersuchung des immerhin recht eigenartigen Fundes einzutreten, wobei vorweg zu bemerken wäre, daß unter modernem Fabrikat selbstredend ein in neuerer oder neuester Zeit hergestelltes Produkt, dagegen kein solches gemeint ist, bei dessen Herstellung lediglich dieselben Arbeitsmethoden zur Anwendung kommen, nach denen auch der heutige Töpfer arbeitet.

Um nun diese Untersuchung zu ermöglichen, hat mir die Direktion des Märk. Prov. Museums die Urne in sehr dankenswerter Weise zu eingehender Untersuchung durch einen Sachverständigen, den Besitzer und langjährigen Betriebsleiter der Nicheler Ziegelei bei Treuenbrietzen, u. M. Herrn O. Fischer, leihweise überlassen. Herr Fischer stellt folgenden Befund fest:

„Die Urne ist in sauberster Weise auf der Töpferscheibe hergestellt und von auffallend regelmäßiger Form. Die Untersuchung eines Scherbens ergab folgendes: Das zur Herstellung der Urne verwendete Rohmaterial ist ein eisen- und kalkhaltiger Ton, der vor der Verarbeitung geschlämmt und sehr sorgfältig durchgearbeitet (geknetet) worden ist, was die Ausarbeitung zu dem auffallend dünnwandigen Scherben von besonderer Porenfeinheit ermöglichte. Die frische Bruchfläche des Scherbens zeigt eine hellrötliche Farbe, die nach den Rändern zu in eine schiefergraue Färbung übergeht. Hieraus ist zu schließen, daß die Urne in einem geschlossenen Ofen mit reduzierender Flamme gebrannt wurde. Das beim Brennen eisenhaltigen Tons sich bildende Eisenoxyd ist unter der Einwirkung der reduzierenden Flamme auf der Oberfläche der inneren und äußeren Gefäßwand zu Eisenoxydul geworden und hat die schiefergraue Färbung herbeigeführt, während der innere Kern durch Eisenoxyd die rote Färbung erhalten hat. Eine auf der Außenseite der Urne befindliche, etwa handgroße Fläche von blaß-

rötlicher Färbung deutet darauf hin, daß diese Stelle einer oxydierenden Flamme ausgesetzt war. Der Hitzegrad, bei dem die Urne gebrannt wurde, ist auf ca. 950° C. zu schätzen. Die beinahe glänzende Oberfläche, die fast den Eindruck einer Glasur vortäuscht, ist auf die sorgsame Vorbereitung des Rohmaterials und den verhältnismäßig scharfen Brand zurückzuführen. Irgendwelche Spuren der Verwitterung sind an der Urne nicht zu bemerken.“

Ich legte die Urne auch einem hiesigen Töpfermeister vor, der die Tone der Umgegend von Treuenbrietzen und aus den Lagerstätten des Fläming, ihr Verhalten bei der Bearbeitung und beim Brand und die daraus gewonnenen keramischen Produkte aus jahrzehntelanger eigener Erfahrung und aus der Überlieferung in der Familie kennt. Meister Schulze stellt folgendes fest:

1. Das Gefäß ist, was Material, Arbeit und Brand anlangt, so vorzüglich hergestellt, wie nur ein geschickter moderner Töpfer es herrichten könnte. Der Ton ist sorgfältig vorbereitet durch Schlämmen und Kneten, so daß die Masse völlig gleichartig ist. Das Gefäß ist auf der Scheibe gedreht und außen mit der Schiene geglättet, so wie das auch heutzutage gemacht wird. Aber ein modernes Gefäß scheint es nicht zu sein, denn im Inneren sieht man die Spuren der Finger, während heutzutage die Gefäße auch im Inneren, und zwar mit dem Löffel (ohne Stiel) geglättet werden.

2. Das Gefäß ist, heutiger Herstellungsart entsprechend, nach dem Drehen mit der genäßten Hand nachgearbeitet, geschwämmt.

3. Es ist, wie die auf der Bruchfläche sichtbaren Schichten zeigen, be-gossen oder engobiert. — Die Engobe soll der Oberfläche eine andere Farbe geben. Man kann denselben Ton, aus dem das Gefäß geformt ist, auch zur Engobe gebrauchen, wenn man ihn sehr fein schlämmt und durch ein Tuch oder einen Sieb seigt; doch genügt auch eine feine Schlämmung allein, wenn man die dünnflüssige Masse vom Bodensatz vorsichtig abschöpft. Solche Engobe färbt sich beim Brennen anders als der übrige Scherben, trotzdem sie aus der gleichen Grundmasse gewonnen ist.

4. Das Gefäß ist jedenfalls, wie die Härte erweist, in einem geschlossenen Ofen gebrannt. Wie der Ofen eingerichtet war, ob er aus Steinen, Backsteinen, Lehmputzen aufgemauert war, ob es nur eine mit Lehm verstrichene Erdgrube war, wie die Züge und der Schornstein angeordnet waren, das läßt sich nicht sagen. Aber die Einrichtung für ganz allmähliches Anwärmen, Steigerung der Hitze bis zur Weißglut und nachheriges allmähliches Abkühlen muß sehr gut getroffen gewesen sein, denn Gefäße mit so dünner Wandung müßten im offenen Feuer zerspringen.

5. Der Ton, aus dem das Gefäß geformt ist, könnte aus hiesiger Gegend stammen. Die Obererde hiesiger Lehmlager ergibt, wenn sie gut geschlämmt wird, einen ähnlichen Scherben. Ungeschlämmt ist diese Obererde zu sandig, zu mager, wie der Töpfer sagt: „kurz“. Durch das Schlämmen wird sie plastisch. Solcher Ton kommt auch in den Gruben von Köpnick und den anderen Ortschaften in der Nähe von Kropstädt auf dem Fläming und weiterhin bei Straach vor.

6. Die mittlere dunkle Schicht ist durch nicht ganz richtige Behandlung der Flamme beim Brennen während der Weißglut entstanden. Die äußeren

ganz dünnen Schichten von anderer als der Scherbenfarbe sind Engoben, die sich, wie schon erwähnt, im Brand anders färben.

7. Das Gefäß hat im Ofen aufrecht gestanden, also nicht, wie man die Töpfe jetzt einsetzt, mit dem Boden nach oben.

8. Bemerkenswert ist die sorgfältige Bearbeitung des Bodens, der sehr sauber von der Scheibe abgetrennt, geglättet, begossen und nachgearbeitet ist, wozu das Gefäß mit dem Boden nach oben nochmals auf die Scheibe genommen und von neuem zentriert werden mußte, was ebenfalls einen tüchtigen Arbeiter voraussetzt. Der Boden ist etwas eingedrückt, damit das Gefäß fest steht und nicht kippt.

9. Der hellere Fleck an der Außenseite ist durch eine Stiehflamme entstanden.

10. Der ganze Befund spricht zwar nicht dafür, daß ein modernes Gefäß vorliegt, doch ist die Möglichkeit nicht zu bestreiten, daß es ein solches sein könnte, insofern ein geschickter Töpfer nach vorhandenem Modell ein derartiges Gefäß wohl nachmachen könnte.

Im Jahre 1896 hat die Tonindustrie-Zeitung einen Artikel über „die Verarbeitung des Tones in der Urnenzeit“ und im Jahre 1900 über „vorgeschiedliche Keramik“ gebracht. Soweit darin Äußerungen enthalten sind, die auf den vorliegenden Fall passen, mögen sie hier folgen.

I. Aus „Verarbeitung des Tones pp.“

1. Arten des Tones. Sowohl rot wie weiß brennender Ton ist zur Verwendung gekommen im Jütizer Walde fand sich eine Trinkschale von so schöner Masse, daß man sie der guten griechischen Terracotta fast an die Seite stellen könnte, während andere Ausgrabungen eine häßliche schwarze Färbung des Tones zeigen. Die Hauptfarben sind grau, gelblich, orange und schwarz; die an griechische und römische Ware erinnernde rote Farbe*) ist selten erkennbar.

2. Technische Verarbeitung Die Epoche der Drehscheibe liefert uns oft so dezente und anmutige Formen, daß sie den Vergleich mit archaischen Vasen des alten Hellas gar wohl aushalten können Ein Teil der Funde läßt erkennen, daß man auch verstanden hat, Gefäße mit dünnen Scherben herzustellen. Man wählte hierzu einen helleren Ton, oder was wahrscheinlicher ist, eine Mischung von weiß und rot brennendem Ton. Der Bruch zeigt deutlich hellfarbige Schichten bez. Streifen. Die Oberfläche ist wohl mit einem hellen Ton engobiert worden, der bei einzelnen Stücken poliert wurde. Bei dem niedrigen Brand erscheinen diese Stücke glasiert.

3. Ornamentale Bearbeitung Ein Gefäß ist mit plastischen Ringen belegt, zweifellos Bronzetechnik nachahmend.

II. Aus „vorgeschiedliche Keramik“.

In den Steinkistengräbern finden sich Gefäße sehr mannigfachen Aussehens, mehr oder weniger plumpe, andererseits aber auch höchst wohlgebildete Formen, auf deren Herstellung viel Fleiß verwendet ist

Nach Obigem spricht m. E. für die Echtheit der Urne folgendes:

*) Anmerkung. Ist die der Terra sigillata gemeint?

1. In technischer Hinsicht: Die Unterlassung des Glättens der Innenwand; ein moderner Töpfer würde, auch in der Absicht, eine Urne nachzumachen, den gewohnten Handgriff nicht unterlassen haben. Er würde auch die Urne nicht, dem Gebrauch zuwider, aufrecht in den Ofen eingesetzt haben; endlich hätte er, nachdem er in anderer Hinsicht große Sorgfalt angewendet hatte, diese Sorgfalt beim Brennen nicht außer acht gelassen, was in modernen Töpferöfen leicht ausführbar ist. — Deshalb — wegen der bequemen Überwachung des Feuers — schließe ich von dem Fleck an der Außenwand, der durch falsche Behandlung des Feuers entstanden ist, nicht auf eine Unaufmerksamkeit beim Brennen, sondern auf eine Unvollkommenheit des Ofens und nehme an, daß die Urne, auch wenn sie in einem geschlossenen Ofen gebrannt wurde, doch nicht im modernen Töpferofen gebrannt worden ist. — Dies zwingt dazu, die Frage der Einrichtung des Brennofens zu streifen. —

Mehrfach sind in hiesiger Gegend, z. B. am Lindberg bei Niebel, Scherben gefunden, die, aus ähnlichem Befund, wie dem an der vorliegenden Urne zu schließen, ebenfalls im geschlossenen Ofen gebrannt sein müssen. Solche Öfen oder ihre Überreste sind hier zwar noch nicht aufgefunden, aber ihr Vorhandensein würde dem Kulturstand der Urnenzeit ebenso zwanglos einzufügen sein, wie die Schmelzöfen mit Gebläse, in denen die Rasenerze mit im Meiler gebrannten Holzkohlen oder Gold und Bronze (im Tiegel) niedergeschmolzen wurden. Schlacken mit dem Zeichen sehr unvollkommener Verhüttung (die Schlacke ist sehr metallreich und schwer) finden sich hier vor, sind auch s. Zt. dem Märkischen Museum eingesandt worden. — Betrachtet man unseren heutigen Töpferofen ganz unbefangen, so erscheint er als eine höchst erwachsene Einrichtung, die etwa der der Feldbrandöfen für Ziegelherstellung an die Seite zu stellen ist.

Beiläufig bemerkt scheint es, als ob die Urnen sogar in zwei oder mehr Schichten übereinander gestellt im Ofen gebrannt wurden, wobei die Schichten durch zwischengelegte Tonplatten von einander getrennt wurden, denn es finden sich unter den Scherbenstücken aus hiesigen Fundstellen auch Stücke von Platten, die wohl diesem Zweck gedient haben könnten. — Die Notwendigkeit der Voraussetzung, daß die fragliche Urne in einem Ofen gebrannt sein muß, der eine gewisse Regulierung des Feuers beim Brennen erlaubte, steht deshalb mit der Voraussetzung der Herstellung der Urne in alter Zeit nicht in Widerspruch. Wenigstens zwingt die Voraussetzung des geschlossenen Ofens nicht zu der Annahme, daß dieser ein moderner Töpferofen gewesen sein müßte.

Immerhin besteht aber die Möglichkeit, daß ein modernes Fabrikat vorliegen könnte, so lange man nur den technischen Befund erwägt.

2. Der etwaige Zweifel an der Echtheit der Urne wird m. E. jedoch durch die Umstände beseitigt, unter denen das Gefäß gefunden wurde, vor allem durch die ungestörte Lage der Schichten, in denen es eingebettet war, und den Inhalt: Leichenbrandreste mit menschlichen Schädelstückchen und geschmolzene Bronzereste.

Eine nachgemachte Urne könnte nur nach 1860, als dem Zeitpunkt, da überhaupt das Interesse für prähistorische Dinge erwachte, hergestellt und

eingegraben worden sein. Solchenfalls hätten aber die Schichten die Spuren der Durchwühlung zeigen müssen. Oder sollte jemand in eine nachgemachte Urne gebrannte Menschenschädelstückchen und geschmolzene Bronzereste eingelegt und nachher das Loch um die Urne mit verschiedenen Sandschichten so aufgefüllt haben, daß sie an die übrigen Schichten Anschluß fanden? — Aber wenn man auch annimmt, daß dies wirklich geschehen wäre, daß jemand diese echten Dinge in das nachgemachte Gefäß hineingelegt hätte (die Echtheit der Bronze ließe sich durch chemische Analyse und danach auch ihr Alter feststellen), so wirft sich sofort die Frage auf: „Wozu, in welcher Absicht, zu welchem Zweck all diese Umständlichkeit?“

Um und in Treuenbrietzen sind seit 1860 hunderte von Urnen ausgegraben und als unbrauchbare Töpfe zerschlagen, die Scherben verstreut worden. Echte Urnen wären also billiger als ein Falsifikat zu beschaffen gewesen. Sie kosteten nichts, waren völlig wertlos. Selbst heute noch würde die Nachbildung von Urnen ein unrentables Geschäft sein. Als ich den vorerwähnten Töpfermeister fragte, ob er solche Urnen nicht zum Verkauf nachmachen möchte, meinte er, damit sei kein Geschäft zu machen, einige wenige könnte man vielleicht loswerden, aber das brächte nichts ein! —

Nun hat allerdings in Jüterbog ein Töpfer Gefäße in den Formen des Niederlausitzer Typus angefertigt. — Die Ware ähnelt äußerlich den Vorbildern, hält einen ernsten Vergleich damit aber nicht aus. Die Töpfe sind mangelhaft gebrannt, sind innen glasiert und außen grün gestrichen, als Imitation einer Bronzepatina: echt modernes Machwerk! — Auch hat der Verfertiger das Geschäft längst aufgegeben, weil es sich nicht lohnt. Eine Probe des Fabrikats ist dem Märk. Prov.-Museum als Vergleichsstück eingesandt.

3. Auch die Gestalt der Urne scheint mir für ihre Echtheit zu sprechen, denn sie ist in ihren Umrissen einfacher, ruhiger und schöner als die modernen Fabrikate, die aus der Töpferei zum Vergleich gestellt werden könnten. Unter allen mir zugänglichen Darstellungen prähistorischer Gefäße einschließlich der metallenen finde ich kein dem beregten gleiches oder sehr ähnliches. Die Umrisslinie scheint fast dem etruskischen oder römischen Formenkreis anzugehören; sollte das Gefäß vielleicht importiert sein? Die Möglichkeiten derartigen Imports sollen hier nicht erörtert werden. Aber möge das Gefäß einheimischen Ursprungs oder ein fremdländisches sein, echt ist es m. E. unzweifelhaft.

XXIX. Herr Prof. Dr. Pniower berichtet über eine vor kurzem erschienene dramatische Bearbeitung des Kohlhaas-Stoffes wie folgt: In der neuen und besten Ausgabe der Werke Heinrich v. Kleists, die uns die Schöpfungen des Dichters endlich in einem authentischen, nicht „verzierlichten und verblinderten“ Text bietet, sagt Erich Schmidt am Schlusse seiner Einleitung zum „Michael Kohlhaas“: „Dilettantische Dramatiker aber sollen die Hand von einem Stoffe lassen, der ein für allemal der großen Erzählungskunst gehört, zumal da, des Rappenpaars zu geschweigen, Begebenheiten wie die Stürmung der Tronkenburg nur zu ohnmächtigem Ringen mit der epischen Gewalt und ihrem Herrscher

herausfordern, eine völlige Neubildung aber umsonst gegen Kleists populärste Novelle ankämpfen wird.“

Diese warnenden Worte sind einem jungen Wiener Schriftsteller, namens Rudolf Holzer, entweder nicht bekannt geworden oder er hat sie in den Wind geschlagen. Denn er hat es gewagt, gegen den großen Vorgänger in die Schranken zu treten und ein deutsches Trauerspiel „Hans Kohlhase“ (Wiener Verlag 1905) verfaßt, über das ich Ihnen auf Wunsch unseres verehrten Herrn Vorsitzenden einiges mitteilen will.

Die Gefahr, die darin bestand, dem Kleistischen Werke eine völlige Neubildung gegenüber zu stellen, war der Verfasser nach Kräften zu vermeiden bemüht. Vielmehr schließt er sich, besonders in den ersten vier Aufzügen seines Dramas, dem epischen Vorbild recht ängstlich an. Allerdings weicht er in Einzelheiten von ihm ab. Er nennt seinen Helden getreu der historischen Überlieferung Hans, nicht Michael, seine Gattin Margarete, nicht Lisbeth (Elisabeth). Er verlegt seine Wohnung, wiederum der Geschichte folgend, nach Berlin, während Kleist seinen Michael bekanntlich in Kohlhaasenbrück hausen läßt. Ebenso nennt er den Junker, der Kohlhase das Unrecht zufügt, nicht mit Kleist „von Tronka“, sondern gibt ihm den historischen Namen „Zaschwitz“. Auch in andern nebensächlichen Punkten gibt er dem Berichterstatte Peter Hafftiz vor dem Dichter Kleist den Vorzug. Ferner fügt er einige Personen: Kohlhasens Vater, einen Vetter u. a. hinzu. Endlich bietet er im zweiten Aufzug eine eigen erfundene, nicht übel geratene Gerichtsverhandlung, die in Jüterbog zwischen dem Helden und dem Junker Zaschwitz stattfindet, zu der eine Notiz von Hafftiz die Anregung gab, die aber Kleist unberücksichtigt ließ. Also Holzer weicht auch in den ersten vier Aufzügen, in denen er sich, wie ich sagte, eng an Kleist hält, doch wieder, freilich in Kleinigkeiten, von ihm ab, im großen und ganzen aber kann man ihm das Lob nicht versagen, daß er die Novelle sehr gründlich gelesen und in sich aufgenommen hat, allzugründlich. Wohl dadurch ist es ihm begegnet, daß er ihren Wortlaut in einem Maße kopiert, daß man zu dem doppelten Schluß gedrängt wird: einmal besitzt der Verfasser ein phänomenales Gedächtnis, das unsere höchste Bewunderung erregt, dann aber hat er auch von der literarischen Selbstständigkeit eine Auffassung, die nicht für allgemein üblich gelten kann. Ganze Sätze schreibt er immer wieder aus der Erzählung ab, wobei es ihm zweimal begegnet, daß ihr Sinn entstellt wird (S. 138,1 ff und 155,7). Die herrliche Unterredung Kohlhaases mit Luther, den Gipfel der Kleistischen Novelle, übernimmt er in der Weise, daß er ebenfalls die beiden Männer gegenüberstellt, ihren Dialog aber fast allein aus Brocken von der Tafel des märkischen Dichters bildet. Darnach könnte man das Stück im wesentlichen eine Dramatisierung der Erzählung in dem übel berüchtigten Birch-Pfeifferschen Sinne nennen. Allein vom fünften Auf-

zug ab wandelt Holzer nicht mehr auf den Spuren Kleists, sondern folgt nun wieder der durch den biedern Peter Hafftiz vertretenen Überlieferung. Nur kleine Züge, wie die Anwesenheit des Kurfürsten von Sachsen in Berlin bei der Hinrichtung, die Erhebung der Kinder Kohlhases in den Ritterstand, entlehnt er vom Dichter. Offenbar schreckte ihn Kleists gegen Ende der Novelle so stark hervortretender Mystizismus ab. Auch die alte, immer wieder geltend gemachte Auffassung, die ich in meinem vor einigen Jahren in dieser Gesellschaft gehaltenen Vortrag (Brandenburgia Monatshefte 10, 323 ff) mit dem Hinweis auf die vom Dichter benutzte Quelle in Leutingers Bericht bekämpfte und die jetzt auch Erich Schmidt verwirft, die Auffassung, daß Kleists Darstellungskunst am Schlusse sinkt, wirkt dabei nach. Aber indem Holzer hier Kleist verläßt, sieht man, wie wenig er aus Eigenem zu geben fähig ist. Man erfährt nun gar nicht, auf welche Weise Kohlhase in die Gewalt Joachims II. geraten ist. Plötzlich und unvermittelt wohnen wir seiner Hinrichtung bei. —

In der Sprache zeigt sich der Verfasser stark von Hauptmanns „Florian Geyer“ beeinflusst, welche Dichtung übrigens auch über die Diktion hinaus auf das Drama eingewirkt hat. Aber er besitzt nicht die gediegene Kenntnis der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, die dem Schöpfer seines Vorbildes eigen ist und ihn in den Stand gesetzt hat, nicht allein die Leute, sondern auch den Geist jener großen Epoche wiederzugeben, wodurch es ihm in so hohem Maße gelingt, uns zu ergreifen. „Gläuben“ für „glauben“, „sehrer“ für „sehr“, „indesso“, „jetzo“ u. ä., dazu eine größere Anzahl falscher Kasusformen bewirken noch nicht das, was wir Zeitkolorit nennen. Sonst ist der Sprache Kürze und Prägnanz nachzurühmen. Auch einen gewissen Bühneninstinkt will ich dem Verfasser nicht absprechen. Aber mit einem Heinrich von Kleist um die Palme zu ringen, dazu langt es nicht. Ich glaube nicht, daß der Dichtung eine größere Wirkung, die sie auch nicht verdient, beschieden sein wird. Sie wird nicht mehr Spuren hinterlassen als Maltitz' im Jahre 1828 erschienenenes epigonenhaftes Trauerspiel. Eine Vergleichung beider würde übrigens ein helles Licht auf den Unterschied des literarischen Geistes der Zeit um 1830 von dem heutigen werfen.

XXX. Fräulein Elisabeth Lemke: Italiens Pflanzenwelt in Berlin. Der Vortrag wurde unterstützt von einer schönen Sammlung von Produkten Italiens, welche die Firma J. D. Riedel zusammengestellt hatte (vgl. oben S. 489). Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXXI. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamer Str. 10/11.

Kleine Mitteilungen.

Brauereiwesen zu Müncheberg. Bis zum 30 jährigen Kriege hatten die dortigen Braueigner das Recht, 18 Krüge d. h. Gasthöfe mit Bier zu versehen, aber durch furchtbaren Brand im Jahre 1641 waren sie außer Stand gesetzt, die Krüge zu befriedigen. So wandten sich viele Krüge von hier weg, und die Stadt behielt nur den Krugverlag für die Dörfer Tempelberg, Görldorf, Rosenthal, Trebnitz, Wulckow, Hermersdorf, Jahnsfelde und Diedersdorf. — Früher besaß die Stadt 39 Braustellen und 13 Branntweinblasen, welche 79 Wispel 8 Scheffel Malz im Jahre 1800 (1719 aber 172 Wispel) verbrauchten und 348 Tonnen Bier und 5059 Quart Branntwein an die Schankkrüge absetzten. E. Sch.

Fürstenwaldes Brandjahre in älterer Zeit. Früheste Nachricht vom Jahre 1340. Daß die dadurch hervorgebrachte Not eine große war, geht daraus hervor, daß der Markgraf Ludwig, der sich vermutlich durch den eigenen Augenschein von dem ganzen Umfang dieses Unglücks überzeugt hatte, auf 6 Jahre die Stadt von allen öffentlichen Abgaben befreite, wie eine am 29. Januar zu Beeskow ausgefertigte Urkunde beweist. — Großen Brandschaden erlitt unsere Stadt im April 1576. Ein Blitzstrahl zündete die Kirche an. Das Feuer legte Türme, Glocken, Kirchendach und Sparrenwerk bis aufs Gewölbe und 2 Orgeln in Asche und ergriff auch das bischöfliche Schloß, das bis auf die Mauern ausbrannte. Auch über 90 Häuser der Stadt wurden eingäschert. — Während des dreißigjährigen Krieges wurde Fürstenwalde im Oktober 1633 von den Truppen des Wallenstein in Brand gesteckt und fast ganz eingäschert. — Eine Reihe von Bränden kamen vor zu Anfang des 18. Jahrhunderts, und zwar in den Jahren 1715, 1718, 1724, 1725, 1732 und 1740. — Im Jahre 1766 wurde die erneuerte Kirche wieder durch Brand zerstört. Es war am 2. Juli, abends 8,30 Uhr, als der Blitz in das obere Schalloch des Kirchturms einschlug. Der Turm brannte gänzlich aus. Es befanden sich damals in demselben 3 schöne große und 2 kleine Glocken: die große Glocke, die Mittelglocke, die Apostelglocke, die Klingelglocke und die Uhrglocke. Auch das ganze Kirchendach wurde zerstört und das schöne massive Kirchengewölbe arg beschädigt. — Auf ein weiteres Brandjahr wies früher eine Inschrift auf dem Flur des Hauses Nr. 40 hin, welche also lautete: „Im Jahre 1775, den 10. Januar früh um 1 Uhr strafte der liebe Gott mit Feuer und brenten Sechß Häuser ab, sodaß noch die dabey anstehenden Häuser schaden gelitten haben, aber der liebe Gott gab seinen Segen und regierte unsere weise Obrigkeit und des allergnädigsten Königs Herz und beschenkte die abgebrannten Bürger, Gott zu Ehren und der Stadt zum Ruhm.“ — Auch zu Anfang des 19. Jahrhunderts fanden viel Feuerschäden statt, z. B. 1818, wobei der Mietsmann Schmidt mit seiner Frau und 3 Kindern verbrannten, 1819 mehrere Scheunen, 1824, 1826, 1829, 1830 usw. Fürstenw. Z. 14. 5. 1905.

Erinnerungsbänder. Vgl. über dieselben und über die Erinnerungstücher unsere vielfachen Mitteilungen in den Monatsblättern. Speziell unter die sog. Vivatbänder aus Fridericianischer Zeit fällt im Polnischen Museum zu Posen ein auf weißer Seide gedrucktes Stück betreffend den Separatfrieden zwischen Friedrich dem Großen und Schweden vom Jahre 1762. Dasselbe zeigt die Wappen von Preußen und Schweden und folgenden Aufdruck:

Vivatband

Auf dem zwischen Sr. Kön. Maj. in Preußen etc. und der Crone Schweden publicierten Frieden

d 3 Junii 1762

Durch Friede vereint

(Die Wappen der beiden Länder.)

Nun ist der Zweyte Friede da!	Die Lilien sind freilich schön:
Bald wird die Ruh vollkommen prangen.	Wird ihre Freundschaft fest bestehn?
Gott spricht zu unsrer Hoffnung Ja,	Es müsse Rußlands Peter grünen
Und stillt das sehnliche Verlangen.	Und Schwedens Adolph Friedrich
Auch Schweden tritt die sichre Bahn	blühn!
Die Rußland wählte rühmlich an.	Das Heil soll Preußens Friedrich
Laß Östreich! Deine Feindschaft schwinden,	dienen!
Und die Versöhnungstriebe finden.	Sein Ruhm soll alle Welt durchziehn!

Vom toten Mann. (Vgl. unsere zahlreichen früheren Mitteilungen über diesen uralten Brauch.) Der Tote Mann zwischen W. Buchholz und Neuendorf ist ein Reisighaufen, welcher von den Leuten an der Stelle aufgehäuft wurde, wo um 1850 ein Arbeiter aus Neuendorf vor Entkräftung tot zusammenbrach, als er für seine Frau aus W. Buchholz eine Hebeamme holen wollte.

Otto Monke.

Ehemalige Meilensteine. Zwei alte Wahrzeichen der Potsdamer Provinzial-Chaussee, die letzten beiden noch vorhandenen Meilensteine, die Friedrich Wilhelm III. hat errichten lassen, sind in der letzten Zeit von Wind und Wetter arg mitgenommen worden. Der eine dieser Meilensteine, die aus einer etwa 6 Meter hohen Steinsäule bestehen und von einer Kugel mit Spitze gekrönt werden, befindet sich in Zehlendorf, der andere im Wannsee vor dem neuen an der Chaussee gebauten Rathause. Dieser letztere Stein ist von der Gemeinde ausgebessert worden, zeigt aber schon wieder Spuren starken Verfalls. Der erste Meilenstein von Berlin aus stand im Friedenauer Ortsteil von Schöneberg und mußte bei der Neuregulierung der Straßen beseitigt werden. In den ehemals kursächsischen Landesteilen der Provinz haben sich künstlerisch verzierte Meilensteine ebenfalls erhalten z. B. in Brück und in Belzig. Bekannt ist der alte Meilenstein am Eingang zum Schloßpark in Tegel. Der Meilenstein vor dem Charlottenburger Schloß, welcher schon einmal seine Stelle gewechselt, ist jetzt gegenüber zwischen die Marstallgebäude versetzt. Zwischen ihm und dem Meilenstein auf dem Dönhofsplatz, der an der Stelle des jetzigen Stein-Denkmal stand, war genau eine preußische Postmeile Entfernung. Von dem letztgenannten Meilenstein ab wurden die Entfernungen seitens der Königlich preußischen Post berechnet.

Berlin 25. September 1904.

E. Friedel.

Alt-Berliner Wiegenlied.

(Gleichzeitig als Mundart-Probe.)

1) Mach' in juter Ruh',
 Kikerlicksken zu;
 Höre, wie der Rejen pladdert,
 Wie der Droppen niederquaddert,
 Wie es plütschert in die Renne,
 Kückel bibbert bei de Henne,
 Und ihr Flügel deckt et zu.
 Kindchen, schlaf in Ruh'.

2) Kückel ist jesund,
 Quibbelquabbel rund,
 Kleener Piepmatz kann schon quieken,
 Wasser nippen, Krümel piken,
 Immer will's und kann nich fliejen
 Aber 's wird schon Flügel kriegen
 Darum, Kind, nanu,
 Schlaf in juter Ruh'.

3) Kückel wachsen 'ran,
 Hähniken wird Hahn,
 Henniken wird Henne werden,
 Wunderschön mit Kron' und Bärten,
 Federn joldig — jrünen, jrauen
 Jelben, braunen, roten, blauen.
 Darum, Kind, nanu,
 Schlaf in juter Ruh'.

Teltow-Kanal-Museum. Ein Teltow-Kanal-Museum wird in dem an der Machnower Schleuse zu erbauenden Repräsentations-Gebäude der Verwaltung des Teltower Kanals eingerichtet werden. Bei den Ausschachtungsarbeiten für den Kanal sind interessante historische und naturgeschichtliche Funde gemacht worden, darunter mehrere zum Teil vorzüglich erhaltene Geweihe von Riesenhirschen, mehrere Zähne sowie auch ein Schulterblatt vom Mammut, Pfeilspitzen, ein Schwert und verschiedene andere aus dem Mittelalter stammende Waffen und Gegenstände. Diese Fundstücke werden geordnet in einem Raume des Repräsentationsgebäudes untergebracht, der den Anfang des Museums darstellen wird.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.